

die stimme des gastes

THOMAS HÜRLIMANN · BERLIN

BERLINER MADONNA

I

Am 1. November 1950 verkündete Papst Pius XII. in Rom das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel, das bislang letzte Dogma der katholischen Glaubenslehre.

Am 21. Dezember jenes Jahres, das in der katholischen Kirche als heilig galt, bin ich geboren worden. Meine Mutter hieß Maria-Theresia. Damals trugen alle katholischen Frauen den Namen Maria, wenn nicht an erster, so doch an zweiter Stelle. Die Klinik des Innerschweizer Städtchens, wo meine junge Mama nach meiner Geburt auf der *Maternité* lag, hieß «Liebfrauenhof». Sie war, der Name sagt es, «Unserer Lieben Frau» geweiht und wurde von Ordensschwestern geführt. Die Schwestern vom «Liebfrauenhof», die ebenfalls alle Maria hießen, Maria Gabriela, Maria Wiborada, Maria Bernarda, waren der frommen Meinung, die Patientin Maria-Theresia müsse überglücklich sein, dass ihr Kind im Heiligen Jahr und erst noch kurz vor Weihnachten auf die Welt gekommen war, aber meiner jungen Mama, von allen Mimi genannt, ging es miserabel. Sie blutete und hatte Fieber. Am Abend des 24. holten die Schwestern einen Priester, damit er Mimi mit den Sterbesakramenten versehe. Mimi atmete schwer, das Fieber stieg, ihr Blut floss noch immer. Doktor Marder, der Chefarzt, sagte: Die junge Mimi wird die Welt verlassen müssen. Dann soll mein Sohn wenigstens einmal seine Mutter spüren, entschied der Vater. Chefarzt Marder gab seine Einwilligung, eine Schwester holte mich aus dem Babysaal und legte mich ins Sterbebett, an Mimis Wange. Dann gingen alle hinaus, zum Schluss auch eine alte Nonne, die seit Stunden bei Mimi gewacht und leise wispernd den Schmerzreichen Rosenkranz gebetet hatte. Im Fenster fielen Flocken. Mimi wollte sterben, ich wollte trinken.

Als Kind habe ich hartnäckig geglaubt, meinewegen würden in den Gassen Sterne aufgehängt und an den Christbäumen Kerzen brennen. Die Weihnachts-

THOMAS HÜRLIMANN, geb. 1950, Schweizer Schriftsteller, zahlreiche Auszeichnungen. Zuletzt erschien «40 Rosen» (Zürich 2006) und das vielbeachtete «Einsiedler Welttheater 2007», für das er den Ludwig-Mühlheims-Preis für religiöse Dramatik erhielt.

geschichte war meine Geschichte, und immer wieder habe ich Mimi gebeten, sie mit den gleichen Sätzen, den gleichen Worten zu erzählen. Die Stelle, da wir im Spitalbett miteinander allein waren, fand ich am schönsten. Denn hier machte Mimi eine Pause, klimperte mit ihren künstlichen Wimpern und sagte lächelnd: Weißt du, Tomeli, ich habe eine fatale Tendenz zu Pannen – nicht nur beim Autofahren, auch im Leben, und sogar bei meinen Geburten. Du meinst, dass du der älteste bist. Aber in Wahrheit bist du der dritte. Die andern beiden sind vor der Zeit gegangen. Ich habe überlebt, sagte ich dann, erzähl weiter!

Auf einmal standen Engel um unser Bett herum, fuhr Mimi fort, und wir beide dachten, nun seien wir in der Ewigkeit angekommen. Sofort fühlte sich Mimi besser. Der Blutfluss hörte auf, das Fieber sank, und das leichte Ziehen in den Brüsten konnte ich ihr mit meinen winzigen Lippen wegtrinken. Alles war gut und schön. Auch mir wird es im Himmel gefallen haben. Aber dann begann sich Mimi über diesen Himmel doch zu wundern. Der Oberengel hatte vorstehende Zähne und glich trotz seiner Flügel Schwester Maria Bernarda, der Oberschwester vom «Liebfrauenhof». Als die Engel «Stille Nacht, Heilige Nacht» anstimmten, sangen sie ein wenig falsch, und vor dem Fenster schneite es. Du meine Güte, dachte Mimi, ist hüben alles wie drüben? Unterscheidet sich das Reich der heiligen Muttergottes in nichts von der Welt, die wir gerade verlassen haben?

In diesem Augenblick stürzten viele Menschen herein. Der Vater fiel vor dem Bett in die Knie, Dr. Marder maß Mimi den Puls, und die alte Nonne setzte sich wieder auf ihren Stuhl, wie vorher, aber jetzt betete sie den Freudenreichen Rosenkranz. Sämtliche Nonnen und Engel strahlten. Ein Wunder, riefen sie, von der Mutter Gottes bewirkt! Mimi war von der allgemeinen Freude ganz verwirrt. Man mußte ihr einen Spiegel reichen, damit sie sich betrachten und ihre Frisur überprüfen konnte. Dann schickte sie alle hinaus, nur die alte Nonne durfte bleiben.

Tomeli, sagte Mimi halb traurig, halb amüsiert, ich fürchte, da ist wieder eine kleine Panne passiert. Wir sind nicht im Himmel. Wir sind immer noch auf der Welt und müssen weiterleben.

II

Noch in meiner Kindheit haben alle katholischen Frauen Maria geheißen, sie war die unumschränkte Königin, der Himmel und Erde gehörten. Man erflachte ihren Beistand, man vertraute ihr, sie war die große Mutter, die half, wo sie konnte. Maria sorgte für das Gute, hielt das Böse ab, leitete Blitze um, beendete mit Regengüssen die Dürre und korrigierte mit Wundern den Gang der Dinge. Auf Weg und Steg waren ihr Kapellen und Bildstöcke geweiht, sie stand in Häusernischen und lächelte von Bildern und Medaillons, im Mai zogen Prozessionen mit Marienfahnen über die Wiesen, und die meisten katholischen Familien reisten einmal im Jahr zu einem Wallfahrtsort, um an einem Marienaltar Kerzen anzuzünden, für jedes Kind eine. In den Kirchen jedoch gehörte ihr nur ein Nebenaltar, und im Religionsunterricht ging es um den Katechismus, um Sünden und deren Folgen, da war Maria kein Thema, und das hatte, sollte mir später bewusst werden, System.

Von den Evangelisten, hat der Marienforscher Klaus Schreiner festgestellt, ist Maria stiefmütterlich behandelt worden. Der Bibelleser erfährt nichts «über ihre

geistigen Interessen und persönlichen Vorlieben, nichts über ihre Gefühle. Die überlieferten Fragmente reichen nicht aus», meint Schreiner, «um mit deren Hilfe ein geschlossenes Bild über die wirkliche Maria zu entwerfen. Paulus, in dessen Brief an die Galater sich der älteste Hinweis auf die Mutter Jesu findet, nennt nicht einmal ihren Namen.»

Ja. Stimmt. Aber. Aber gerade durch die Lücken in Marias biblischer Biographie haben sich ungeahnte Möglichkeiten eröffnet – für die abendländische Kunst und für das fromme Volk. Die größten Maler haben mit ihrer Phantasie die Leerstellen gefüllt, und bis zum heutigen Tag schließen Gläubige ihre eigenen Sorgen und Nöte, ihre Hoffnungen und Wünsche in die Lücken von Marias Leben ein.

Diese Präsenz Marias, wie ich sie in meiner Kindheit noch erlebte, hat zwei Gründe. Zum einen, wie gesagt, die *Lücken* in den Evangelien – sie boten den Künstlern Projektionsflächen an, weiße Leinwände und Blätter, die die Phantasie wachriefen, und für die Mühseligen und Beladenen waren sie Plätze, die ihnen Zuflucht und Heimstatt boten. Zum andern: Die Nebenfigur Maria ist in den Evangelien in *zentrale und fundamentale Ereignisse der menschlichen Existenz* gestellt. Ihr Dasein, könnte man mit Heidegger sagen, ist in seinen entscheidenden Akten «ekstatisch», das heißt: Wenn im Neuen Testament Maria auftritt, geht es fast ausschließlich um eine Grenz- oder Ausnahmesituation, also um Ereignisse, die die menschliche Existenz bestimmen, prägen und erhellen. Einfach gesagt: Es geht um Leben und Tod. Es geht um die Erlösergeburt im Stall, die Flucht nach Ägypten, die Entfremdung vom Kind, das Staunen über den Lebensweg des Sohnes, und der Höhepunkt dieses Lebens, die eigentliche Ekstase, das Hinausstehen in die Nacht des Nichts, ist das Karfreitagsgeschehen, da die Mutter unter dem Kreuz das qualvolle Sterben ihres Sohnes erleben muss. Einzig bei Johannes ist diese Szene beschrieben, die andern drei Evangelisten erwähnen Maria am Kreuzweg nicht, in diesen wenigen Sätzen jedoch ist das Höchste an Verzweiflung, das Tiefste an Schmerz ausgedrückt, weshalb es kaum erstaunt, dass Marias Ausharren in der Nachmittagsfinsternis zu einer Ikone der abendländischen Kunst wurde. So ist die Pietà, eine Erfindung des 14. Jahrhunderts, ein schlagendes Beispiel für die Kraft, die aus den Leerstellen von Marias Biographie gewirkt hat.

Da der Protestantismus einzig das Wort gelten lässt, «sola scriptura», ist ihm die katholische Marienfrömmigkeit fremd. Evangelische Theologen sprechen von «Wucherungen», und in der Tat, was durch die abendländische Kunst in die Lücken eingedrungen ist, hat sich aus Geschwulstkeimen zu eigenen Körpern entwickelt, das beginnt bei Marias Geburt und endet mit ihrer Aufnahme in den Himmel. Manches daran mag naiv und geschmacklos sein, die Wallfahrer aller Zeiten jedoch empfinden das anders. Ähnlich wie die Künstler lieben sie an ihrer Madonna nicht nur die großen Szenen von Erlösergeburt und Kreuzestod, sondern fast noch mehr die Räume dazwischen, in denen sie die eigenen Geschwüre, die eigenen Sünden und Wünsche abladen können. Denn Maria versteht uns. Maria teilt unsere Erfahrungen. Jeder Mensch hält sich für etwas besonderes – und wie reagiert die Welt? Sie hält ihn für den letzten Dreck. Jede Mutter sieht in ihrem Baby einen kleinen Messias – und dann soll sie mit Kinderwagen, einer Großpackung Pampers und vollen Einkaufstüten zur Rush-hour in die U-Bahn einsteigen! Maria hat solche Erfahrungen exemplarisch und ekstatisch vorgelebt. Sie ist die Auserkorene unter

den Frauen und wird als Hochschwangere von den Herbergswirten abgewiesen. Sie hat durch ihr Kind die hellsten Freuden und die dunkelsten Schmerzen erfahren, sie kennt das Leid von Flucht und Vertreibung und das Zusammenleben mit einem Mann, der es beim besten Willen nicht schafft, seine Frau zu verstehen. Giotto wurde eines Tages gefragt, warum die Maler Josef immer so schwermütig darstellten, oft sogar als Säufer. Giottos Antwort: «Hat er denn nicht Ursache dazu, da er seine Frau schwanger sieht und nicht weiß von wem?» Josef tritt in den Evangelien nur als Statist auf, aber so konnte auch er, wie Maria, zu einer weißen Fläche werden, die die Phantasie der Maler, Bildhauer, Freskant, Novellisten, Legendenerzähler und Dramatiker aller Zeiten angeregt hat. Nicht die Bibel, die Kunst hat Marias Ehegatten eine ernsthafte Rolle zugeteilt. Zum Glück! Für uns alle, die wir hie und da ob dem komplizierten Wesen unserer Liebsten ins Grübeln kommen, wurde Josef zu einem verständnisvollen Leidkumpanen und Kneipenbruder.

III

Maria passt gut nach Berlin, in diese Stadt, die zwar die Mauer überwunden, aber zwischen Abend- und Morgenland eine neue Grenze gezogen hat. Dieser Riss geht auch durch Maria: In ihr stoßen zwei Welten, zwei Kulturen, zwei Testamente zusammen. Hebräisch heißt sie Mirjam, und von über sechzig Deutungen dieses Namens sind die wichtigsten: «Bitteres Meer» und «Meerestropfen», lateinisch «stilla maris». Daraus machte die christliche Anbetung «Stella maris», das I wurde zum E, der Tropfen zum Stern, die salzige Bitternis zum Leuchten in der Nacht über der Wasserwüste. Diese umdeutende Erhebung ergab sich aus der Verehrung, die die Gottesmutter schon in frühchristlicher Zeit und in den apokryphen Evangelien erfuhr. Indem das fromme Volk und die Künstler aus der Neben- eine Zentralfigur machten, löste sich Maria aus der Schrift, weshalb sich die Kirchenväter ihrerseits gezwungen sahen, die Lücken im Marienleben zu füllen – mit Rückgriffen auf das Alte Testament. Vor allem das Hohe Lied wurde mariologisch gedeutet, und dessen Frage: «Wer ist sie, die da herabschaut wie die Morgenröte, / schön wie der Vollmond, / rein wie die Sonne» fand eine klare Antwort: Es ist Maria, die Himmelskönigin, «die schönste unter den Frauen». Die Theologie der frühen Jahrhunderte war Philologie, eine philologische Kunst, die die von den Evangelien karg ausgestattete Gottesgebärerin mit der Poesie und der Sprachgewalt des Alten Testaments ergänzt und geschmückt hat. So wurde Maria zur «Lilie unter den Dornen» und das gläubige Volk zum «Geliebten, der die Lilienauen weidet».

Auch in diesem Zusammenhang stimmt das protestantische Lästerwort vom Metastasieren des Marienglaubens. Mit manchem Kirchenvater und Wüstenmönch, mit vielen Mystikern und Generationen von Lyrikern ging die Phantasie ins Perverse durch, aber was macht das schon! – aus der Umdeutung der Braut des Hohen Liedes in die Mutter Gottes erwuchs große Kunst und eine tröstliche Theologie, die Marias Brüste als «Quelle des Heils und der Weisheit» und die sprudelnde Milch als «Nahrung für die Kinder Gottes» interpretierte.

Die Exegeten der frühen Jahrhunderte haben die neutestamentliche Gestalt Marias aus dem Bildervorrat des Alten Testaments vollendet, ja neu geschaffen, und

natürlich geschah dies nicht nur deshalb, um mit den Sehnsüchten der Gläubigen und den Schöpfungen der Künstler mitzuhalten. Der wahre Grund für die Einbindung Marias ins Alte Testament war vielmehr der Versuch, den Riss, der die jüdische Mutter des christlichen Gottes zu einem geteilten Wesen macht, im Hegelschen Sinn aufzuheben, das heißt: Der Riss wurde in Maria zugleich verfügt und bewahrt, sie ist eine synthetische Schöpfung aus Altem und Neuem Testament, aus ihrer jüdischen Herkunft und einer christlichen Zukunft, die sie geboren hatte.

Gewiss, Lukas, der Weihnachtsevangelist, hat für Maria nur wenige Worte übrig, sie bergen jedoch den Kern der Spaltung von Judentum und Christentum, und damit ist jenes Geheimnis angesprochen, das heute selbst bei katholischen Theologen ein degoutiertes Unverständnis auslöst: die Empfängnis durch das Wort und die zugleich spirituelle und leibliche Schwangerschaft. Ja: ein Geheimnis. Seine Enthüllung würde es zerstören, und ich bin froh, Ihnen dank Klaus Schreiner, emeritierter Historiker der Universität Bielefeld, einen Hinweis geben zu können, der geeignet ist, dem Geheimnis das ihm gebührende Verständnis entgegenzubringen.

An den Umständen der Geburt ist Lukas nicht interessiert. Wichtig, so Schreiner, erscheine ihm allein die Tatsache, dass die Geburt in dem von den Propheten geweissagten Ort Bethlehem, der Stadt Davids, stattgefunden habe. Auch von Ochs und Esel weiß Lukas nichts, allerdings erwähnt er die fehlende Unterkunft und die Krippe, in die das Neugeborene gelegt wurde. Dadurch fiel es den späteren Exegeten und Ergänzern leicht, die göttliche Geburt mit der Verheißung des Propheten Jesaja zu verbinden, wonach «Ochs und Esel die Krippe des Herrn kennen», und ebenso das Wort des Propheten Habakuk erfüllt zu sehen, bei dem es heißt: «Du wirst dich offenbaren inmitten zweier Tiere, wenn die Zeit gekommen ist.» Lukas gelingt es, mit dem Wort von der «Krippe in der Stadt Davids» die Erlösergeburt ins Alte Testament, also in die jüdische Heilsgeschichte einzuschreiben – einerseits. Andererseits jedoch, legt Schreiner dar, ist dem Evangelisten selbstverständlich bewusst, dass er eine gewaltige Spaltung vornimmt, die Abtrennung vom Judentum und dessen Reinheitsgeboten. Denn die Botschaft, der Messias sei aus dem Unreinen einer Zeugung und einer Schwangerschaft in die Welt gekommen, empfand das Judentum als ungeheuerliche Provokation. Der gewinkelte Messias in der Krippe, von einer Frau geboren, das war wahrhaftig die Geburt einer neuen Religion, die sich von der alten, aus der sie entstand, trotz einer Vernabelung mit den Verheißungen der Propheten wuchtig abstieß.

Wie gesagt: Das Geheimnis bleibt Geheimnis, aber wenn wir mit Schreiner bedenken, was das Erscheinen des Messias aus einem Frauenleib für das reinheitsgläubige Judentum bedeutet haben muss, können wir zumindest den Hintergrund verstehen, aus dem sich das Geheimnis entfaltete. Mit Rücksicht auf die jüdische Tradition bediente sich die neue Religion bei der Ideenlehre der griechischen Philosophie und schrieb das Natürliche und Kreatürliche von Zeugung und Geburt des Messias ins Reine um.

Sicher, hier ist nur vom Hintergrund die Rede, nicht vom Geheimnis selbst. Allerdings gilt es heutzutage als chic, die Parthenogenese als eine «Tabuisierung der Sexualität» abzuwerten, und da halte ich mich gern an den Historiker, der die Bruchstelle zwischen Judentum und Christentum aufsucht und uns so zur Einsicht verhilft, die Transzendierung des Unreinen ins Geheimnis könnte den Respekt vor

den jüdischen Reinheitsgeboten geschuldet sein. Woher das Geheimnis gekommen sein mag, vom Heiligen Geist oder aus den historischen Umständen, ist Glaubens- oder Interpretationssache, daran will ich nicht rühren, nur anmerken, dass aus dem Gegensatz von Rein und Unrein das Doppelte von Marias Wesen deutlich hervortritt. Sie ist eine Reinschrift, die das Unreine nicht verleugnen kann. Sie ist zum einen die Unbefleckte, die nicht von Josef, dem greisen Gatten, sondern von «logoi spermaticoi», von Geistesspermien, befruchtet wurde, und zum ändern eine gewöhnliche Frau, die unter Schmerzen gebar, ihr Neugeborenes windelte und ihm die Brust gab. Wie sie es ertrug, dass sie durch die Erfüllung ihres heilsgeschichtlichen Auftrags die Gebote der eigenen Religion verletzt hatte, wie sie es ertrug, dass aus dieser Wunde ein neuer Glaube, ja eine neue Zeit aufbrach, wie sie damit fertig wurde, die Auserkorene und die Ausgestoßene zu sein – darüber steht nichts geschrieben. Das blieb offen, fruchtbar offen und offenbarte aus dieser Öffnung die wohl größte Frauengestalt der Geschichte: Maria Regina Coeli und Ancilla Domini, eine Himmelskönigin und eine Magd, eine Dienerin, eine «Sklavin», wie es bei Lukas heißt.

IV

An einem düsteren Oktobertag anno 1963 fuhr mich Mimi in unserem Ford Taunus in die Klosterschule Einsiedeln. Einsiedeln liegt in einem Innerschweizer Hochtal, und Mimi mit ihrer Tendenz zu Pannen und einer Scheu vor dem Zwischengasgeben schoss derart hochtourig durch die steilen Kurven, dass Rauch aus dem Motor quoll und ein netter Herr, der auf Mimis Winken hin anhielt, den Wagen mit Wasser aus einem Gebirgsfluss wieder flott machen musste. Als wir vor der gewaltigen Barockfassade der Klosterkirche ankamen, war die Pforte bereits geschlossen. Der Präfekt, eine massige Gestalt in schwarzer Kutte, empfing mich mit einem bedenklich geneigten Haupt: Zögling, du bist zu spät! Wie ich bald merken sollte, war der Neigungswinkel seines Kopfes Maria nachempfunden – so wurde sie immer wieder gestaltet und abgebildet: dem auf ihrem Schoß sitzenden Jesusknaben zugeeignet, milde lächelnd und schweren Herzens vorausempfindend, dass der Schädel des Sohnes eines Tages leicht schräg vom Kreuz hängen würde. Der Präfekt, er wurde von uns Zöglingen der Gütige genannt, war ein überzeugter Marianist. Er hatte einen gewaltigen Ausstoß an Marien-Gebeten, Marien-Litaneien, Marien-Gedichten, die wir Zöglinge Abend für Abend mit brüchigen Stimmen aufsagen mussten. Nachts schlich der Gütige durch die Schlaßsäle und leuchtete mit einer Taschenlampe das Innenfutter unserer an den Spinden hängenden Kutten auf mögliche Flecken ab – sie stellten in den Augen des Gütigen Sünden wider die Unbefleckte dar, was er uns mit marianisch geneigtem Haupt und züchtig gesenkten Augenlidern vorhielt. Auch liebte er es, in Vollmondnächten an den Schlaßsaaltüren zu lauschen, und begann irgendwann eines der Gitterbetten zu rütteln, verwandelte sich der Gütige in einen erzürnten Rachegott, der den Sünder auf frischer Tat ertappte: Weißt du, was du Unserer Lieben Frau antust, Verworfenener?

In der Steinstadt des Klosters lebten damals etwa sechshundert Mönche, Fratres, Brüder, Zöglinge, und die Madonna war die einzige Frau. Sie bewohnte im hinteren Teil der Wallfahrtskirche ein aus schwarzem Marmor errichtetes Tempelchen, das

fremd und gotisch in der süßen Barockwelt stand. Zur Vesper zogen wir alle vor sie hin, die beiden jüngsten Zöglinge an der Spitze der Kolonne, an deren Ende die beiden ältesten Mönche, kahl, gebeugt und nah dem Tod, der ihnen folgte mit Stundenglas und Sense. Dann versammelten wir uns vor dem Gnadenaltar und sangen vierstimmig ihr Lob, «Salve, Regina», Königin, sei begrüßt! Wenn das Minnelied in den hohen Gewölben verhallte, beugten sich sechshundert ausrasierte Knaben- und Männernacken, und sie, die Regina, die Reine, sah über uns hinweg in eine unbestimmte Ferne. Ihre glockenförmigen Röcke waren im Escorial Philipps II. gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei den ersten Damen Mode gewesen, und vor allem im Mai, dem Marienmonat, da sie ihre entzückendsten Modelle vorführte, erinnerte mich die Einsiedler Madonna ein wenig an Mimi. Beide schienen dasselbe Motto zu haben: *On a du style* – was sie leider nicht daran hinderte, stets und ständig in Pannen verwickelt zu werden. Aber wie im Leben von Mimi, tauchten auch in jenem der Madonna immer wieder nette Herren auf, die ihr im Schlamassel beistanden. Josef übernahm gütig die Vaterschaft, und unterm Kreuz war es Johannes, der Lieblingsjünger, der sich bei Maria höflich erkundigte, ob er ihr behilflich sein dürfe. Ah ja, wirklich? Wollen Sie das tun? Haben Sie ein wenig Zeit für mich?

1968 begann die Herrschaft des Gütigen zu wanken. Hatten wir seine unsäglichen Verse aufzusagen, ersetzten wir den Namen Maria mit Mao und stimmten so, ohne dass es der verzückt seiner Dichtung lauschende Dichter merkte, in den weltweiten Revolutionsgesang ein: Mao zu lieben, sei allzeit mein Sinn, Mao voller Gnaden, dein Diener ich bin. Schließlich haben wir unsere vielfach befleckten Kutten verbrannt. Nachts kletterten wir über die Mauer, hockten in düsteren Kaschemmen, rauchten Gauloises, saßen Bier, ließen die Stones aus der Jukebox dröhnen und wurden von französischen Au-pair-Mädchen, die als Serviererinnen jobbten, einer nach dem andern verführt. Mein Heimweh nach Mimi verblasste, und mit Achtzehn verliebte ich mich in Gisela, die aus Köln stammende Frau eines jungen Fotografen. Erhört hat sie mich nicht, aber als Marias Minnesänger hatte ich gelernt, wie man sich in so einer Lage verhält. Ich bombardierte die Angehimmelte mit lyrischen Ergüssen, die nicht viel besser waren als die Marienverse des Gütigen. Zur Einsiedler Madonna und zum Wallfahrtsbetrieb mit all seinen Auswüchsen ging ich nun auf Distanz. Ich freute mich über Goethe, der auf einer seiner Schweizer Reisen das Kloster Einsiedeln besucht und vor den Wucherungen des Barock, der Marienfrömmigkeit und des Pilgerbetriebs entsetzt geflohen war, und wunderte mich über Casanova, der sich in die schwarze Madonna Hals über Kopf verknallt und die Benediktiner gebeten hatte, als Mönch in ihre Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Nach einer stundenlangen Beichte soll ihm der Abt zwar die Absolution erteilt haben, allerdings unter der Bedingung, dass Casanova danach verschwinde und sich nie mehr blicken lasse. Um mein Taschengeld aufzubessern, zog ich gemeinsam mit einem Apothekersohn einen Handel mit einem Wunder wirkenden Madonnensaft auf, gemixt aus Holunderblüten und Salz aus bitteren Meeren. Die Aktion hat mir eine schallende Ohrfeige des Gütigen eingetragen und einige Dankeschreiben, die ich bis heute aufbewahre. Mit einem anderen Klassenkameraden (er ist heute Psychoanalytiker) verglich ich in den Internats- und Klostergängen den Kopfnieigungswinkel von Marienstatuen mit dem Kopfnieigungswinkel des Gekreuzigten – ein Vermessungstick, den ich dann auch später angewandt habe, als Student

in Westberlin, wo ich feststellte, dass die Betonmauer, die damals die Halbstadt umschloss, beinahe dieselbe Höhe hatte wie die Einsiedler Klostermauer. Deiner Vergangenheit, würde Mimi gesagt haben, entkommst du nie.

V

Das Gnadenbild von Einsiedeln ist schwarz – wie jenes von Tschenschostchau, Altötting, Montserrat oder Brunn. Warum? Religionshistoriker haben diese Frage immer wieder gestellt und bieten zahllose Erklärungen an. Die einen sagen: Die ersten Madonnenstatuen seien aus dunklem Zedernholz geschnitzt worden und hätten diese Tradition begründet. Andere führen die Schwärze auf den Umstand zurück, dass die ersten Darstellungen Marias aus den Katakomben ans Licht kamen, vom Ruß der Ampeln und dem Staub der Erde gefleckt. In Einsiedeln geht man davon aus, dass die im Mittelalter mehrmals abgebrannte Holzkirche das Gnadenbild verkohlen ließ, und aufgrund von Pilgerbewegungen kann nachgewiesen werden, dass jeder Versuch, die Verkohlte durch eine Weiße zu ersetzen, gescheitert ist. War die Reine nicht mehr dunkel, blieben die Wallfahrer aus – und legt das nicht die Vermutung nahe, das schwarze Standbild könnte nicht nur aus den Katakomben, nicht nur aus der Asche, sondern aus der Tiefe der Zeiten emporgestiegen und in seinen Ursprüngen eine chthonische Göttin gewesen sein? Neuere Auslegungen, beeinflusst von C.G. Jungs Archetypenlehre, halten dies für wahrscheinlich, denn mittlerweile haben Ausgrabungen gezeigt, dass die antike Welt von dunklen Muttergottheiten nur so wimmelt. Dunkel war Demeter. Dunkel war Persephone, die Gemahlin des Hades, die übrigens das Epitheton ornans «die schöne Jungfrau» trägt. Dunkel war auch Artemis, von den Römern Diana genannt, und wie später Maria erschien diese Göttin als Doppelwesen. Ihre Pfeile brachten den Tod, ihre Hände halfen bei der Geburt. Artemis / Diana verkörperte die konträre Einheit von Jungfrau und Mutter, sie wurde als «Tierwürgerin und Schlächterin» gefürchtet und angerufen als «Heilerin und Retterin». Platon leitete den Namen Artemis vom Wort «artemes», integer, ab und hat so ein Deutungsmuster vorgegeben, an das sich dann auch die Kirchenväter gehalten haben. Indem sie aus den «bitteren Meeren» im Namen Mirjam einen «leuchtenden Stern» extrahierten, versuchten sie, die Mutter Gottes in ähnlicher Weise reinzuwaschen, wie das Platon mit Artemis gemacht hat – integer heißt ohne Makel, unversehrt, sauber. Artemis wurde hauptsächlich in Ephesos verehrt, und dort, so die Legende, soll Maria ihren Lebensabend verbracht haben. Aufgrund solcher Bezüge zog Jacob Grimm in seiner «Deutschen Mythologie» den Schluss, in der «heiligen Jungfrau würden antike Gottheiten fortleben». Goethe, entnehme ich Klaus Schreiner, ging Grimm mit dieser Meinung auf die Nerven. Der Dichter der Klassik und des vornehmen Geschmacks hielt die aus «ägyptischen und abessinischen Anlässen» auf die Mutter Gottes übertragene «Mohrenfarbe» für die «tristeste aller Erscheinungen». Zumindest mit seinem Verweis auf Ägypten und Abessinien könnte Goethe recht haben. Schon Origenes, der wie alle Kirchenväter bemüht war, die im Neuen Testament karg erzählte Maria mit Gewändern und Insignien aus dem Alten Testament zu veredeln, zog eine Linie von der Regina Äthiopia, der Königin von Saba, die König Salomon besucht hat, über die dunkle Braut im Hohen Lied bis zu Maria, der Gottesmutter. Eine ähnliche

Linie, so Schreiner, führt von der Gottesmutter auf die ägyptische Göttin Isis zurück. Im Besitz der Staatlichen Museen Berlins ist eine Isis-Gestalt, die ihrem Sohn Horus die Brust gibt. Ihre Hörner wurden weggeschliffen. Isis, könnte man mit Platon sagen, wurde aus dem Ägyptischen ins christliche Abendland *integriert*.

Als Platoniker neige ich dazu, Urbilder für wahr zu halten. Urbilder haben im Reich der Ideen ihre eigentliche Wirklichkeit und berühren uns in Erscheinungen, das heißt: Sie entfließen einer menschlichen Seele, die sich die Sehnsucht an vorgeburtliche Räume erhalten hat. Dort haben wir alles in seinem Wesen geschaut, und so dürfte auch die Muttergöttin mit ihren zwei Gesichtern, einem hellen und einem dunklen, *Anamnesis* sein, eine Wieder-Erinnerung an die ewige Anima. Wenn dem so ist, lässt sich die Frage, wie die Schlächterin integer und die weiße Himmelskönigin dunkel werden konnte, einfach beantworten – durch sie selbst. In unseren Träumen ahnen wir es, und der animalische Trieb, der die Jungfrau zur Mutter machen muss, weiß es sowieso: Die Anima ist ein Doppelwesen aus finsterner Nacht und reinem Licht, aus den höchsten Höhen des Himmels und der tiefsten Tiefe der Erde, aus schwarzem Teufel und weißem Engel, aus Trauer und Glück – und wurde in Maria, der jüdischen Mutter des christlichen Gottes, eine Frau aus Blut und Milch, aus Lilie und Rose. Mirjam / Maria. Bitteres Meer und süßer Stern. Rabenschwarz wie das Einsiedler Gnadenbild und blütenweiß wie die hier hängende, von Engeln und Lilien gerahmte Madonna Botticellis.

VI

«Als er noch zur Volksmenge redete», heißt es im Matthäus-Evangelium, «standen seine Mutter und seine Brüder draußen und verlangten mit ihm zu reden. Er aber antwortete und sprach zu dem, der es ihm sagte: Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und er streckte seine Hand über seine Jünger aus und sprach: Siehe, *das* sind meine Mutter und meine Brüder! Denn wer den Willen meines Vaters in den Himmeln tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.»

Die Mutter kam in der Aufzählung am Schluss und blieb draußen – das war ihr Schicksal, ihr Leben, aber wie großartig wurde sie von den Exegeten, den Kirchenvätern, den Künstlern, den Gläubigen in jene Anima transzendiert, aus der sie hervorgekommen war. So wurde eine Nebenrolle zur Hauptrolle und aus ihrem Mann, dem Statisten, zumindest eine anständige Nebenrolle. Als Paar müssen sie einen eher deplorablen Eindruck erweckt haben. Kirchenväter berechneten, Maria sei bei der Vermählung vierzehn, Josef hoch in den Achtzigern gewesen. Auf der Flucht sitzt die mädchenhafte Ehefrau mit dem Kind auf einem Esel und er, mit Flasche, tappt vorneweg. Kein anderes Paar jedoch wurde schöner besungen, kein anderes öfter gemalt, in Legenden weitererzählt, in Abermillionen von Weihnachtskrippen ausgestellt und von so vielen glücklichen Kinderaugen angestaunt wie Josef und Maria. Marias Stern leuchtet durch alle Zeiten und manchmal auch dort, wo wir ihn nicht vermuten. Eines Tages entdeckte ein jüdischer Filmproduzent in der Figur einer unbekanntenen Schauspielerin marianisches Potential und versah sie mit einem neuen Namen, der das von Bibelkopisten tausendfach variierte Marien-M gleich doppelt enthielt. Mit durchschlagendem Erfolg, M.-M. wurde zu einer bis heute unerreichten Ikone der Weiblichkeit: Marilyn Monroe.

Aber vergessen wir nicht, dass der Stern aus dem bitteren Meer und aus grausamen Gottheiten aufgetaucht ist. Im Zeichen «Unserer Lieben Frau» schlachteten die Konquistadoren ganze Völker ab, und bei russischen Pogromen wurden Blutfahnen mitgetragen, in die das Bildnis der Gottesmutter eingestickt war. Nicht zuletzt ihr Doppelgesicht als Patronin der Schlachten und als «mater misericordiae», als Mutter der Barmherzigkeit, bewog den Protestantismus, in Maria «die ganze Häresie der katholischen Kirche» zu sehen. «Wo sie verehrt wird, da ist die Kirche Christi nicht», sagte der Theologe Dietkamp. Stimmt schon. Die Hirtenkinder von Fatima stehen weit außerhalb des kirchlichen Lehrgebäudes, und die Wundermär von der Erscheinung der Gottesmutter, die den kaum schreibkundigen Kindern Geheimnisse diktiert haben soll, wurde eher vom Tourismus als von der Religion befördert. Doch wer sich darüber mokiert, könnte übersehen, dass Maria immer wieder Wege fand, um aus den Lücken der Schrift und jenseits aller Dogmen aufzuscheinen und gerade die einfachsten, die unbeholfensten, die jämmerlichsten Gebete zu erhören. Der polnische Papst war Maria in Demut zugetan. Die Kugel des Attentäters, der auf ihn geschossen hatte, stiftete er zum Dank für seine Rettung dem Gnadenbild von Fatima, wo die Kugel nun in die Krone eingefügt ist. Der gegenwärtige Papst, der absoluten Wahrheit und einer Kirche verpflichtet, außerhalb der es für ihn kein Heil gibt, schiebt Maria wieder in den Hintergrund. Diese Frau, die in Erfüllung des göttlichen Auftrags die Reinheitsgebote ihrer Religion verletzt hatte, dürfte Papst Benedikt suspekt sein. Auch ihre Zwiespältigkeit, die sich einer absoluten Wahrheit entzieht und dem Weltlichen verbindet, wird ihm missfallen. Uns armen Sündern jedoch war Maria zu allen Zeiten nah, und wiewohl wir ihr Geheimnis niemals ergründen können, lässt sie uns doch fühlen, dass da eine Hand ist, die uns hält.

Thomas von Aquin, der größte Denker des christlichen Abendlandes, hat Maria in eine göltige These gefasst: «Mater Dei est pura creatura.» Die Mutter Gottes ist reine Natur. Rein im Sinn von makellos? Oder das Gegenteil davon, nämlich pure Natur, reines Diesseits? Beides eben. Ganz schwarz, ganz weiß. Eine Geteilte, die die Teilung in sich überwunden hat –

o Berliner Madonna!

VII

CRASH! Es knallt, scheppert, kracht, und während der Wagen fliegt, immer noch fliegt, wickelt sich die Frontscheibe mit einem zärtlichen Knistern um meinen Schädel. Dann Stille. Eine große heilige Stille, in der mir allmählich bewusst wird: Du bist verunfallt. Es gelingt mir, mich aus dem zerstörten Wagen zu befreien und über eine lange, schmale Brücke das nächste Dorf zu erreichen – damals lebte ich in der Nähe von Einsiedeln und war, wie man hinterher messen sollte, mit 1,2 Promille unterwegs nachhause. Zwei Uhr nachts. Alles schlief, nirgendwo Licht. Ich schleppte mich in eine Telefonzelle, um Hilfe zu rufen – meine einzige Sorge galt dem Wrack, das draußen auf der Brücke lag, den Rest glaubte ich unter Kontrolle zu haben. Als ich den Hörer vom Haken nahm, sah ich in der Scheibe der Kabinentür einen Mann, der den Hörer hielt, und wurde von einem tödlichen Schrecken

gepackt: Das bin ich nicht! – aus der Schläfe des Mannes steht eine Glasscherbe, die Stirn ist aufgequollen, das Gesicht eine blutige Fratze mit großen, entsetzt starrenden Augen. Ich stürzte aus der Zelle zum nächsten Haus, wo ich in wachsender Panik sämtliche Klingeln drückte, dann erlahmten die Kräfte, und in meinem Delirium hielt ich es für richtig, die paar Schritte zum Friedhof zu gehen und mich an dessen Mauer hinzusetzen. Schmerzen spürte ich keine. Es war eine Maiennacht, die Luft kühl, das Gras feucht vom Tau. Später sollte ich erfahren, dass ich von meinen acht Litern Blut die Hälfte verloren habe, und so begannen nun, daran kann ich mich gut erinnern, meine letzten Minuten. Ich hatte stets befürchtet, an der Grenze von religiösen Ängsten heimgesucht zu werden, aber nein, nichts dergleichen – heiter und gelassen war ich einverstanden mit meinem Leben und dessen Ende. Mein Gott, dachte ich lachend und weinend, erst jetzt, da ich die Welt verlasse, merke ich Trottel, dass sie im Zustand der Vollendung ist! In einem weißen Straßenpfahl enthüllte sich die perfekte Form, das Wiesenbord wurde zu einem schwebenden Teppich, die nahen, weiter oben noch verschneiten Berge leuchteten, und die hässliche Mietskaserne, wo ich vergeblich geklingelt hatte, erschien mir schöner als ein prächtiges Schloss.

Ich scheine von Mimi die Tendenz zu Pannen geerbt zu haben. Jedenfalls war ich nicht mehr bei Bewusstsein, sondern schon halb hinüber, als das Wunder meiner Rettung geschah. Ja: ein Wunder. Mein Klingeln hatte im zweiten Stock des Mietshauses ein Baby geweckt. Es fing an zu weinen, seine junge Mama nahm es aus dem Bettchen und trat an das offene Fenster, um ihm die Brust zu geben. Wer war diese Frau? Ganz klar, das war die ägyptische Isis, die den kleinen Horus stillte. Aber dann entdeckte sie unten auf der Straße im Licht einer Laterne eine glitzernde Tropfenspur, und jetzt muss erwähnt werden, dass der Vater der Frau Jäger und ihr Mann Metzger war. Also verwandelte sich Isis in die griechische Artemis oder die römische Diana, die mit Kennerblick vermutete, die Blutspur stamme von einem angefahrenen Reh. Sofort weckte Artemis / Diana den Metzger und befahl ihm, mit einem Küchenmesser nach unten zu gehen, um das verletzte Tier zu töten. Er gehorchte. Verschlafen folgte er der Spur bis zum Friedhof, und hätte die junge Frau nicht im Fenster gestanden, so dass der Mann zu ihr hochschreien konnte, hier sterbe einer, wäre die Hilfe zu spät gekommen. Doch das Wunder geschah, sie stand im Fenster, erfasste die Situation und schaffte es, mit drei Anrufen an die richtigen Stellen mein Leben zu retten. In allerletzter Sekunde bekam ich vom Notarzt an der Friedhofmauer eine erste Bluttransfusion, und der arme Metzger, der immer noch das Küchenmesser in der Faust hatte und tatsächlich Giuseppe hieß, wurde von einem Polizisten verhört. Während der Krankenwagen mit heulender Sirene dem Bezirksspital Einsiedeln entgegenbrauste und im fernen Zürich ein Helikopter aufstieg, um mich im Fall eines Schädelbruchs in die Universitätsklinik fliegen zu können, stand die junge Frau wieder im Fenster und wird mit betauten Augen in eine unbestimmte Ferne geschaut haben, das Haupt leicht geneigt, auf den Armen das gestillte Kind, über sich den Strahlenkranz der Sterne: die Madonna.